



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

Neunter
Jahrgang.

Neue Folge: 4. Jahrgang.

Juni 1914.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

Die Bibel und das Jenseits.

Von F. B. Meyer, London.

Der Mensch verlangt zu wissen, ob es ein zukünftiges Leben gibt, und wie und wo es ist. Alle Völker scheinen an ein geistiges Dasein zu glauben, das den Tod des Körpers überdauert. Der Ahnendienst der Chinesen, der rohe Glaube an Geister, das Streben nach dem Nirvana (Auflösung in das Nichts): alles sind Zeugen dieses Glaubens. Der heidnische Häuptling, der die Geschichte der Seele mit einem Vogel verglich, der, aus dem Dunkel kommend, durch den erleuchteten Raum eines Palastes fliegt und wieder im Dunkeln verschwindet, ist ein Beispiel für das, was die reinsten und begabtesten Seelen außerhalb des Christentums für ihre Erkenntnis finden. Wie anders lautet Jesu Rede, wenn er spricht: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“ Aber seine Lehre war nur ein Teil seiner Botschaft! Seine herrliche Auferstehung drückte ihm

das Siegel auf. Professor Dr. Harnack schreibt: „Das Grab Jesu war der Geburtsort des unzerstörbaren Glaubens, daß der Tod überwunden ist und daß es ein ewiges Leben gibt.“ Und Dr. Geike sagt: „Die Unsterblichkeit war eine offene Frage, bis Jesus von den Toten auferstanden war. Dadurch hat er die Wahrheit dessen, was er lehrte, erwiesen. Sein sicheres Hindurchgehen durch die Schattenwelt, sein Wiedererscheinen verschuchte den Zweifel und ließ weiteres Argumentieren als Anmaßung erscheinen.“ Und über seine Auferstehung kann kein Zweifel herrschen. Dr. Westcott schreibt: „Keine historische Tatsache ist besser und auf verschiedenere Weise bezeugt, als die Auferstehung Jesu Christi. Er überwand den Tod und hat Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht.“

Der Mensch verlangt auch zu wissen, ob es eine sichere Grundlage für Lohn und Strafe im zukünftigen Leben gibt.

Auch diese Frage beantwortet die Bibel wie kein anderes Buch. Des Hindu Hoffnung ist ein vollständiges Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, der Mohammedaner erstrebt ein Paradies voll sinnlicher Freuden, der Buddhist die ewige Ruhe des Nirvana. Wie anders lehrt die Bibel! Sie sagt uns, daß daselbe Sittengesetz, das auf dieser Seite des Todes gilt, auch Geltung hat auf der anderen Seite des Todes! Seine unerbittliche Gerechtigkeit wird ewig dauern. Immer wird Recht Recht bleiben und Unrecht Unrecht. Alle, deren selbstgewollte Handlungen nicht mit den Vorschriften des Gesetzes, soweit sie sie kennen — und jeder Mensch erkennt sie wenigstens etwas — übereinstimmen, leidet dafür in diesem Leben und wird

im zukünftigen leiden müssen. Über diesen Punkt kann nichts deutlicher sein, als die Lehre der Bibel. „Gott“, sagt der Apostel, „wird einem jeglichen nach seinen Werken geben: denen, die da zänkisch sind, und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber dem Ungerechten: Ungnade und Zorn; Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses tun, vornehmlich der Juden und auch der Griechen. Welche ohne Gesetz gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verloren werden; und welche am Gesetz gesündigt haben, die werden durch das Gesetz verurteilt werden.“ (Röm. 2, 6. 8. 9. 12.) Der Gedanke, daß die Heiden alle gerettet werden, weil sie es nicht besser wußten, ist weit verbreitet. Aber die Bibel weiß nichts davon. . . .



Aus dem Kinderheim unserer Mission in Suriname.

Einleitung.

Wom „Kinderhaus“ unserer Mission in Saron in Suriname erzählt uns das Schriftchen „Surinamer Kinder und Kinderheim“, das kürzlich erschien und in der Missionsbuchhandlung in Herrnhut trotz seinen 32 Seiten und mancherlei Bildern für nur 10 Pfennige zu haben ist, Vieles und Schönes. Wir

hören dort, daß es ein dringendes Bedürfnis war, für die vielen herumlungern den Burschen und Mädchen zu sorgen, daß im Juli 1910 von Herrnhut eine Diakonisse herüberkam und die Arbeit in die Hand nahm, daß im Dezember 1911 ein eigenes Heim bezogen werden konnte und daß zu Weihnachten 1912 bereits 22 Kinder den Christbaum um-

standen. Und heut sind der Kinder 30. Und von all dem, was sie tun und treiben, erzählt uns ein Auszug aus dem jüngst eingelaufenen Bericht das folgende.

Allgemeines aus dem letzten Jahr. Das zweite regelrechte Anstaltsjahr hatte den Vorzug, daß es in bereits bekannten Bahnen lief. Die Hausordnung stand fest, und die stille Macht der Gewohnheit half schon an der Erziehung mit. So gab es im Jahr 1913 schon weniger mit Auswüchsen des jugendlichen Tatendranges zu kämpfen. Das Betragen der

nach der das Kinderhaus ziemlich selbstständig dasteht unter der Leitung des Komitees, das in weitreichenderen Fragen, besonders auf finanziellem Gebiet, die Genehmigung beider Abteilungen der Mission nachsuchen muß.

Weiter wurde auch die Verwaltungsordnung aufgestellt, und nun muß noch das Verfügungsrecht über die Kinder geordnet werden. Wahrscheinlich werden wir über eine Anzahl Zöglinge die Vormundschaft übernehmen müssen. Die praktische Ausführung dieser Arbeit hat



Kinderheim

Missionshaus

Kirche, dahinter Schule

Missionsgebäude unserer Gemeinde Saron in Suriname, unweit Paramaribo.

kleinen Gesellschaft war im allgemeinen befriedigend und der Geist im Hause ein fröhlicher und gesunder.

Das leitende Komitee konnte nun auch daran gehen, die Rechtsgrundlagen des Instituts zu ordnen; es durfte weder der kirchlichen, noch der Geschäfts-Abteilung unsrer Mission zur Last gelegt werden und es mußte doch die Gewähr einer zuverlässigen Verwaltung bieten. Das Ergebnis vieler Beratungen war die am 13. März 1913 unterzeichnete „Acte“,

Br. A. Glitsch übernommen, der seit dem Frühjahr 1913 wieder in das Komitee eingetreten war, nachdem Br. S. Beck seinen Europaurlaub angetreten hatte.

Was im Haus erreicht wurde.

Bis in die Mitte des Jahres blieb die Kinderzahl 22, dann wurde uns eine kleine Indianerin (Marietje, die äußerste linke auf dem Bild Seite 86) zugeführt, die Schwester des schon vorhandenen kleinen Marius (3. Reihe, der 2. von rechts). Bald entschlossen wir uns zur

Aufnahme eines kleinen Mädchens aus der lutherischen Kirche (Leonie, die 4. vorn von links), deren Mutter im Hospital lag und später gestorben ist. Da von 1914 ab eine Staatsunterstützung wintte, so konnten wir noch 6 Kinder aufnehmen und so das Jahr mit 30 beschließen. Gut, daß Schwester Hanna und Fräulein Höffelmann noch etwas Ferien nehmen konnten, während deren, wie auch sonst oft, Geschw. Eckardt im Kinderheim halfen; denn Tag für Tag 30 Kinder

Jüngling und die werdende Jungfrau heraus. Die größeren Mädchen sind zu recht gewiegten Hausarbeiterinnen herangewachsen: die großen Knaben sind tüchtig bei der Arbeit im Garten. Das Jahr brachte eine kleine Lesebibliothek, und nun gibt es schon angehende Bücherwölfe, während sonst ein lesendes Kind in Suriname eine Seltenheit ist.

Prächtig ist es, wie die Kinder sich schon ihre Vergnügungen selbst bereiten. Leider gibt es auch in Paramaribo bereits



Arbeit der Knaben im Garten des Kinderheims in Saron in Suriname.

im Hause zu haben und zu leiten, das ist keine Kleinigkeit!

Was für Wandlungen bringt doch ein solches Jahr in einem jungen Menschenleben hervor! Schon körperlich! Alle Kinder haben zugenommen. Und seelisch! Manch einer ist zum bewußten Mitleben erwacht. Und am Charakter ist gearbeitet worden; manche haben schon kleine Siege über die eigene Natur errungen; wieder bei anderen sieht schon der werdende

Autos, ja sie kommen auch bis nach Saron hinaus. Also müssen auch die Kinder ein Auto haben. Darum wurde denn eine Kiste beschafft und mit wunderbarer Lentvorrichtung ausgestattet. Daß die Selbstbewegung beim Auto die Hauptsache ist, konnte dabei natürlich nicht berücksichtigt werden. — Auch gab es Kinovorstellungen. Einfache ausgeschnittene Bildchen, auf Glas geklebt, erschienen in einer Zigarrentiste und

wurden durch eine einsame Kerze erleuchtet. Daß das nun eigentlich mehr nach einer Laterna magica ausah, war einerlei, es blieb „das Kino“.

Am 2. Juli durften alle Kinder auf dem Bewahrschulplatz in der Stadt den Feiern beiwohnen, die zu Ehren des Gedächtnisses an die Sklavenbefreiung vor 50 Jahren veranstaltet wurden. Unsere Geschäftsfirma hatte freundlichst

Vereine, die für das Kinderheim arbeiten. Die bringen oft etwas mit. Einmal war von der Speisung der 5000 die Rede, und schließlich kamen entsprechend den fünf Broten fünf Brötchen aus den Taschen. Eine dritte Gruppe von Besuchern sind die Fernstehenden, die sich nur gerade die Anstalt ansehen wollen, aber auch sie lassen oft etwas für das Haus zurück.



Nähschule im Kinderheim in Saron, Suriname. (Leiterin: Frl. Höffelmann.)

die Beköstigung übernommen. Ein herrlicher Tag, der nicht so leicht vergessen werden wird.

Allerlei Besuche kamen natürlich wieder nach Saron. So die sieben Komiteemitglieder und die Protektorin, die Frau des Gouverneurs, die auch oft den Komiteesitzungen beiwohnt. Ferner

Eine Eigentümlichkeit der Kinder: Als der Hilfslehrer der Saroner Schule gestorben war, herrschte große Furcht vor dem Geist des Verstorbenen — ein begreiflicher Rest der abergläubischen Ideen des Landes und Volkes. Selbst am hellen lichten Tage wagte sich das eine Mädchen, das die oberen Räume

zu lehren hatte, nicht hinauf; da mußte ein Knabe mit; wenn er auch nur zum Fenster hinaussah, er war doch wenigstens da! —

Praktische Blicke ins Anstaltsleben.

1. Die Ämterliste. Es gibt zu waschen, zu lehren, aufzuräumen, das muß täglich sein. Auch bei den Mahl-

tengeräte, nähen, flicken, Besorgungen für den Milchwagen, Botengänge in die Stadt, Besorgung der Kranken auf den Schlaffälen; selbst Hund und Kasse müssen gefüttert werden. Und diese viele Arbeit ist ein Segen.

2. Handfertigkeitsunterricht erteilt freundlichst ein Lehrer der staatlichen Emma-Schule. Er bringt den Kin-



Zel. Höffelmann
Antoinetta Flora
Marietje Marie Julie Edwina
Sara Jelli Aurelia Leonie Betti

Schw. Hanna Rudolf Franz William Julius
Hendrik Alex Teddy
Johannes Henni Oscar Guillaume Marius Matthäus
Doffie Richiel Ed. P. Mauritz Hermann Adrian

Die dreißig Kinder des Kinderheims um den Christbaum versammelt, Dezember 1913.

zeiten gibt es Dienste und in der Küche: decken, abdecken, Essen holen und wegbringen, abwaschen, abtrocknen, Messer und Kupfer putzen, Messer schleifen, Wasser holen; offizielle und private Gartenarbeit, die Handhabung der Gar-

dern Papparbeiten bei; für das Material sorgten Freunde. Immer am Mittwoch Nachmittag ist diese Stunde. Die Mädchen machen währenddessen Handarbeiten.

3. Die Gartenarbeit ist hier Ernst; der Garten muß sich tragen. Natürlich

fehlen auch die ewig klagenden Landwirte nicht und die kleinen Sozialdemokraten, die gern streifen; aber das Gesamtergebnis ist gut. Im Dezember wurde noch das Hinterland des Missionsgrundstückes dazu gepachtet, wenn auch für sehr wenig Geld.

4. In der Wildnis hinter dem Gartenzaun tummeln sich nämlich die Beekhuizener Kühe. Der Verwalter unserer dortigen Farm, Br. Weigel, hat aber den Kindern erlaubt, sich auch hier frei zu bewegen. Das ist herrlich! Da springen sie, laufen, klettern nach Herzenslust. Sie holen sich Stöcke, Schwuppen, bunte Federn, Kerne, und was findet man nicht alles noch! Hier darf man baden und Fische angeln, wenn sie nämlich da sind, Holz sammeln, Feuer machen, kochen, braten und lustig sein. Schwester Hanna geht mit ihrer Schar zu gern in dieses Paradies, und das tut der Kinderseele gut.

Unter dem Christbaum.

Auf unserem Bild sind die 30 Pflöge unter dem Christbaum und dem Weihnachtsstern zu sehen. Das ist so recht ein Stimmungsbild aus Saron. Diesen Christbaum hat die Königin von Holland gestiftet, die alljährlich eine Anzahl frischer, lebendiger Christbäume zum Gebrauch bei Weihnachtsfeiern und Wohltätigkeitsstiftungen herschickt. Eine sinnige Idee. Die Gaben stammen von alten und neuen Freunden. Und nun betrachten wir die Gesichter: Schwester Hanna und Fräulein Höffelmann sind bekannt. Rudolf, Franz, William, Nora und Antoinette sind unsre alten, Edwina, nahe am Christbaum, kann geschickt und fleißig sein. Ihre Nachbarin heißt Julie. Dann kommt die biedere Marie,

Marietje, am äußersten linken Flügel, die freundliche Halbindianerin; auf dem Bänkchen davor ist links die blinde Sara, der stille Schützling der ganzen Schar, die bei Schwester Eckardt ihre Privatstrickschule hat, dann folgt Jetti und Aurelia, die wilde Hummel, dann Leonie, die sich gut eingerichtet hat. Das jüngste Mädchen ist die fünfjährige Betsy, die das Leben unter den vielen Kindern recht genießt. Doffie denkt nicht mehr an das Weglaufen, es gefällt ihm gut und schmeckt ihm prächtig. Richinel ist nicht übel begabt, neben ihm steht Eduard. Dessen kleiner Charlottenburger Kollege heißt Prinz Maurik, hat wenig fürstliches an sich, findet sich aber gut in die besseren Verhältnisse. Gesünder wird mit jedem Jahr Hermann. Der Schelm Adrian liebt Bücher. Ihm zu Häupten steht Matthäus, der Domburger, der nicht gut hört. Marius in der zweiten Reihe ist Mariettes Brüderchen. Ihr Vater ist gelähmt. Ihre Mutter war eine Indianerin. Der Biedermann zur Linken von Marius trägt den schönen Namen Guillaume, ist aber ein waschechter Surinamer. Sein Vater arbeitet im Goldfeld. Sein Hintermann heißt Ostar. Vor Schwester Hanna steht der treuherzige, hinkende Henny, der sehr an seiner Mutter hängt und übrigens mit den Händen nicht ungeschickt ist. Johannes steht nicht zufällig direkt am Christbaum. Am Tag vor Weihnachten traf er ein und war dann, als er unter dem Weihnachtsbaum stand, offenbar so überwältigt, daß er der Schwester einen wortlosen Kuß gab. — Alexander, Teddi und Julius kennen wir schon von früher. Letzterer will Hospitalpfleger werden und übt sich deshalb schon in

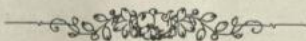
kleinen Dienstleistungen. — Das sind unsere 30. — Habt sie auch weiter lieb!

Praktische Schlußgedanken.

Daß das Jahr 1913 ein gutes für das Kinderheim war, das gilt auch von den Finanzen. Der Herr hat über Bitten und Verstehen geholfen. In Holland entstand ohne unser Zutun ein neuer Freundeskreis. Frau Baronin von Usbeck ist unermülich im Aufsuchen neuer Geldquellen. Und auch in Suriname stieg das Interesse. Auch die feste Jahreseinnahme nahm zu. So konnte auch dem neuen Baufonds eine Summe zugeführt werden. Dieser

Fonds vereinigt in sich den Rest unsers ehemaligen Kapitals, eine Spende von 2000 Gulden aus der am 1. Juli in Holland gesammelten Jubelsspende und andre Gaben. Es soll zum Bau eines Knabenhauses dienen, in dem dann auch zugleich ein Haus-Elternpaar wohnt. 13 000 Gulden soll der neue Bau kosten. Vorhanden sind bis jetzt 5150 Gulden. Auf die Notwendigkeit der Trennung von Knaben und Mädchen wies schon das eingangs erwähnte Schriftchen hin.

Und nun Gott mit Euch allen, die Ihr das lest, und mit jenen Schwestern und Brüdern drüben, die sich um die Jugend Surinames mühen!



Ein afrikanischer Kalender.

Mitteilungen von Br. Zickmantel, Ifoto (Nyassa).

Der Helfer Fibombe hat zu Papier gebracht, wie er den Kindern, die zu ihm in die Schule kommen, die Reihenfolge und Bezeichnungen der Monate des Jahres verständlich macht und erklärt. Er sagt ihnen:

Januar hat 31 Tage. Da fangen wir ein neues Jahr an. Woran sollen wir uns in diesem Monat erinnern? An Kaisers Geburtstag, der mit Volksspielen auf dem Bezirksamt gefeiert wird.
 Februar hat 28 Tage. Wenn drei Jahre vorüber sind, siehe da, da hat dieser Monat einen Tag mehr. Da sind es 29 Tage in jenem Jahre.
 März hat 31 Tage. Das sind die Tage, in denen wir viel Flöhe und Zicken an den Ohren der Kühe und Esel finden.
 April hat 30 Tage. Wir gedenken in diesem Monat des Tages, da Jesus starb. In diesem Monat gibt es immer

viel Wasser, der Kivira ist dann immer recht angeschwollen.

Mai hat 31 Tage. In diesem Monat feiern wir meist das Fest des heiligen Geistes. Das ist auch der Monat der Ernte.

Juni hat 30 Tage. In diesem Monat laufen wir mit unserm Gelde nach der Ngonde-Ebene, um Fische zu kaufen, denn sie sind dann fett geworden.

Juli hat 31 Tage. Im Ngonde ernten die Leute in diesem Monat Reis, auch fangen sie noch viele Fische.

August hat 31 Tage. Die Fische in Ngonde sind nicht mehr gut, kehrt um mit euerm Gelde!

September hat 30 Tage. In der Hitze denken wir ans mwafu-Hacken. (mwafu nennt man die Art der Feldbestellung für das hiesige Getreide, das malesi. Es werden in der Trocken-

zeit Gras und Unkraut in kleinen Häufchen zusammengehackt; und wenn alles ordentlich ausgetrocknet ist, wird es angezündet. Beim Beginn der Regenzeit wird dann das malesi in die Asche gesät.) Im Ngonde haben sie das Land für den Reisbau. Oktober hat 31 Tage. Da laßt uns daran denken, Ziegel zu brennen und das mwafu anzuzünden, denn da donnert es schon manchmal und der Regen ist nahe.

November hat 30 Tage. Die kleine Regenzeit kommt! Deckt euer Haus, damit es nicht durchregnet, und bindet das Gras fest wegen der Stürme.

Dezember hat 31 Tage. Wir gedenken in diesem Monat an das Fest der Geburt Jesu, wo er zu Bethlehern geboren wurde, und versammeln uns, um das Fest zu feiern. Damit ist wieder ein Jahr zu Ende.

Schwester Elisa.

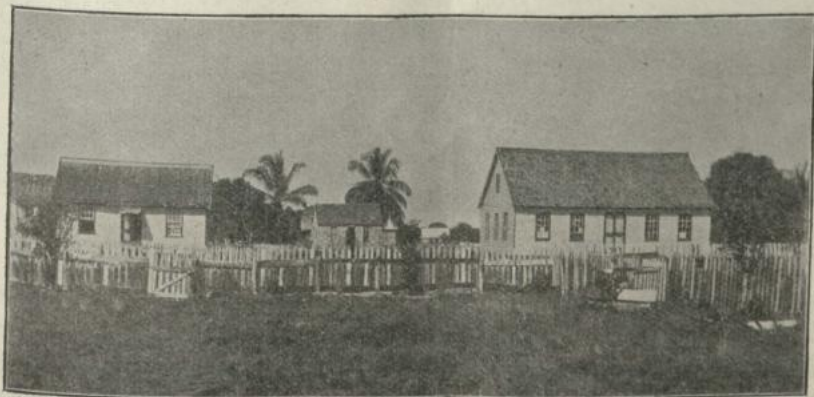
Übersetzung
verboten.

Eine Erinnerung aus der Indianermission in Aitragua.

Von Schw. M. Berckenhagen, früher in Pearl Lagoon.

Wie oft sehe ich Dich im Geist vor mir, liebe alte Schwester Elisa! Wie gern würde ich Dich wieder einmal besuchen in Deinem Häuschen, mir von

Wohl die meisten unsrer älteren Moskito-Missionare kennen Schwester Elisa, oder wie sie mit ihrem vollen Namen heißt, Elisa Macdonald, kurzweg auch



Schreberhaus

Schwester Elisas Haus

Schulhaus

Missionsstation Pearl Lagoon in Aitragua.

Dir erzählen lassen von vergangenen Tagen, mit Dir reden von der Gegenwart und manchem Herzbewegenden, was sie bringt, mit Dir aber auch vorwärts blicken hin zu der Zeit, da alles Leid dieser Erde überwunden sein wird! —

Mrs. Mack oder Auntie Mack genannt. Sie ist eine Kreolin von kleiner, schwächlicher Gestalt, wenig schönen Gesichtszügen, ein treues Mitglied unserer Gemeinde in Pearl Lagoon (früher Magdala). Sie ist dort im Jahr 1859 als 15 jähr-

riges Mädchen von Br. Grunewald getauft worden, blieb dann noch mehrere Jahre in Geschw. Grunewald's Haus und lernte dort viel Gutes und Nützliches. Später war sie auch bei verschiedenen andern Missionsgeschwistern an der Küste als eine sehr geschätzte und bewährte Hilfe. In Wounta Haulover (früher Ephrata) war sie am längsten, hatte dort auch einmal auf eigne Hand eine Art Waisenhaus angefangen, indem sie mehrere verwaiste und verwahrloste Kinder zu sich nahm und erzog.

lorenen Söhnen, wie man solchen da draußen nicht selten begegnet. Die Not trieb ihn, Arbeit zu suchen; fremd und unbekannt kam er wohl auch in Elisa's Haus, und wie es ihre Art war, sich Fremder und Durchreisender anzunehmen, so tat sie es auch hier. Sie wurden näher bekannt, und der Schotte, Macdonald mit Namen, merkte recht bald, daß er gut versorgt sein würde, wenn er Elisa zur Frau nähme; so warb er um sie. Die Missionare warnten, denn daß der Mann nichts taugte, sahen sie



An der Lagune in Pearl Lagoon, Nitaragua.

Aber es kam eine Zeit, wo Elisa eigne Wege ging; und zwar wählte sie einen Weg, den sie nun schon seit vielen Jahren als einen rauhen und schweren geht. Den Herrn, nach dessen Willen sie damals nicht fragte, hatte sie freilich nur vorübergehend aus den Augen gelassen; sie ist bald zu Ihm zurückgekehrt und ist eine treue Jüngerin Christi, die sich nirgends scheut, ihren Herrn zu bekennen.

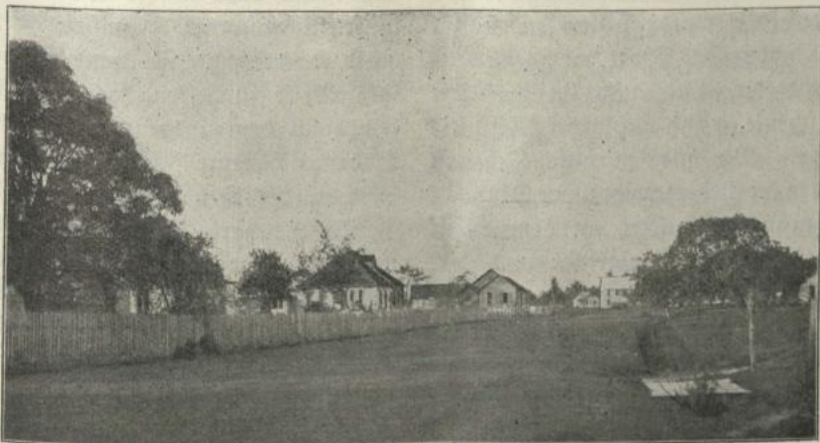
Sie war noch in Wounta Haulover, als dort einst ein weißer Mann auftauchte, ein Schotte, einer von den ver-

wohl. Aber diesmal wollte Elisa nicht hören, der weiße Mann betörte sie, und, bald 40 Jahre alt, heiratete sie den bedeutend jüngeren Mann und wohnte dann mit ihm in ihrer alten Heimat Pearl Lagoon. War sie auch schwarz; und er weiß, so war sie ihm doch nicht nur an charakterlicher Tüchtigkeit, sondern auch an Schulbildung überlegen, denn er konnte weder lesen noch schreiben, während sie in beidem wohl geübt war. —

Welch schweres, mühevolleres Leben hat Schw. Elisa seitdem geführt! Der

Mann war ein Trinker, der selten einmal arbeitete, sondern sich von seiner Frau unterhalten ließ. Sie besaß ein kleines Haus und war von früh bis spät unermüdtlich tätig; unverdrossen arbeitete sie so, wie ich es sonst dort nicht gesehen habe. Für die vielen Glieder ihrer Verwandtschaft, die zum Teil an weit entlegenen Plätzen in der Lagune wohnten, war ihr Haus der Ort, wo sie Unterkunft fanden, wenn sie einmal nach Lagoon, — so wurde unser Ort kurzweg genannt, — kamen. Aber nicht nur ihre Verwandten fanden Unterkommen bei ihr, sondern

übung dieses Amtes unendlich erschwert hätte. Wieviel Kummer und Herzeleid hat sie in der Stille getragen, denn nie hörte man ein Wort der Klage von ihr. Wie oft kam es vor, daß sie erst nach Beginn des Gottesdienstes noch schnell in die Kirche kam und ihren gewohnten Platz neben der Tür einnahm; ihr Haus lag in der Nähe der Kirche, und erst hatte sie ihren Mann, der kurz vorher tobend und lärmend nach Hause gekommen war, beruhigen müssen. Wie oft fand sie ihn im Rausch vor, wenn sie müde und matt den stundenweiten



Straße in Pearl Lagoon, Nitaragua.

auch andere, etwa in Not befindliche Leute konnten stets auf ihre Unterstützung rechnen. So nahm sie sich auch besonders der dann und wann nach Lagoon kommenden Sumuindianer an, wie sie auch treulich bemüht war, einige derselben, die ihren ständigen Wohnsitz dort hatten, im Lesen zu unterrichten.

Man hatte Schw. Elisa verschiedene Male das Amt einer Helferschwester angetragen; aber sie hatte es stets abgelehnt, wohl ihres Mannes wegen, der ihr durch seinen Lebenswandel die Aus-

Weg aus ihrer Plantage nach Hause kam, wo sie alle schwere Arbeit hatte allein tun müssen. Ein einziges Mal nur mußte sie in ihrer Not zu uns kommen, und zwar mit ihrem Mann. Dieser hatte erklärt, als er, vom Delirium gepackt und vom Verfolgungswahn gequält, spät abends nach Hause kam, daß er nur im Missionshaus schlafen würde, weil er nur dort sicher sei. Wie mochte sie versucht haben, ihn davon abzubringen! Aber als es nichts half, kam sie mit ihm und brachte selbst sein Anliegen vor, in

der bestimmten Erwartung, daß er nur hier ruhig werden würde. Es gelang meinem Manne auch, ihn zu beruhigen, sodaß er willig wieder nach Hause zurückkehrte. Aber wie leid tat mir Schw. Elisa, wußte ich doch, was es sie gekostet hatte, ehe sie sich zu diesem Gang entschloß. Wie oft war ihr Mann schwer krank und dem Tode nahe; aber mit der größten Treue pflegte sie ihn! Und wie viele Gebete für ihn werden nun schon Jahre lang zu dem Herrn emporgestiegen sein! —

War nun auch Schw. Elisa nicht eigentlich Helferschwester, so tat sie doch viel Helferdienst. Unmanches Kranken- und Sterbebett wurde sie gerufen, manch ernstes, mahnendes Wort hat sie zu Einzelnen geredet, und auch im größeren Kreis scheute sie sich nicht, ihre Meinung zu sagen. Wir pflegten alljährlich am Freitag in der Gebetswoche unser Dienerliebesmahl zu halten, an dem außer den Helfern alle Saaldienere und -dienerinnen teilnahmen; da war auch Schw. Elisa, die das Amt einer „ersten Saaldienere“ bekleidete, dabei. Wir hatten bei der Feier eine freie Besprechung über die verschiedensten Fragen, die das innere und äußere Leben der Gemeinde betrafen. Da war es nun vor allem Schw. Elisa, die mit großem Freimuth alles zur Sprache brachte, was ihr nicht recht erschien. Es gab da manches, was nicht leicht zu sagen war; aber sie tat es mit so feinem Takt und in einer Weise, die bei aller Offenheit nicht verlegend war. Meist fand sie dann allgemeine Zustimmung; die älteren Brüder nickten einmal dazwischen mit einem kurzen: You are quite right sister (ganz richtig, Schwester); die jüngeren versuchten wohl hie und da, noch eine Einwendung zu machen; aber es war gewöhnlich nur ein wenig Wider-

spruchsgeist, der bald wieder verstummte, denn im Grunde mußten auch sie Schw. Elisa recht geben. Und der Herr hat seinen Segen auf ihr Zeugnis gelegt.

Den Missionaren erwies Schw. Elisa stets viel Entgegenkommen; neu ankommenden Geschwistern war sie bemüht zu helfen, wo sie konnte. Und war die Station einmal unbesezt und mußte von Bluefields aus bedient werden, so war es Schw. Elisa, die selbstverständlich die Fürsorge für den besuchenden Bruder übernahm. Wie treu half sie auch in mancher Krankheitszeit aus! Als eins uustrer Kinder wochenlang mit schwerer Krankheit zu ringen hatte, da versuchte sie immer wieder auf ihre Weise zu helfen, kochte ein Kräutlein nach dem andern zu heilkräftigem Bade und freute sich mit uns, als der Herr wieder Genesung schenkte.

Welche zarte Teilnahme erwies sie uns auch, wenn wir uns trennen mußten von einem geliebten Kinde; wie so ganz anders fühlte sie mit uns, als jene Frau, die mir einst sagte, wir hätten unsre Kinder nicht so lieb, wie sie die ihrigen, denn sonst würden wir sie nicht fortschicken! Darauf habe ich damals nichts antworten können, das Herz war mir zu schwer, war es doch kurz vor dem Abschied von einem lieben Töchterlein; was hätte diese Frau auch davon verstanden, wenn ich ihr gesagt, daß wir uns von unsern Kindern trennen, gerade weil wir sie so lieb haben?

Schw. Elisa hatte auch ein seltenes Verständnis für die finanziellen Bedürfnisse unsrer Mission. Sie hing mit großer Liebe an unsrer Kirche, und es war ihr eine Freude, für dieselbe geben zu können. Unsre Abendmahlsglieder zahlten an jährlichen Gemein-

beitragen pro Kopf 4,80 Sols = 10 Mk. Schw. Elisa brachte stets 12 Mk. und hat sicherlich auch die sonntäglichen Kollekten nicht spärlich bedacht. Im Jahr 1900 gründeten wir in Lagoon einen Fünfspennigverein, zunächst im Blick auf die damals bestehende Missionschuld. Es erschien uns nicht ratsam, die Gemeinbeiträge zu erhöhen, denn viele unsrer Leute mußten es sich sehr sauer werden lassen, dieselben aufzubringen, dagegen hofften wir, durch freiwillige Gaben die Einnahmen zu erhöhen. Es wohnten viele Leute am Ort, die nicht oder noch nicht Mitglieder unsrer Kirche waren, aber doch kirchlich bedient wurden. Wir fanden es nur recht und billig, daß auch ihnen Gelegenheit gegeben wurde, außer ihren Zahlungen für Kasualien, noch freiwillig zum Unterhalt der Mission beizutragen; und durch regelmäßige Gaben von fünf Cent wöchentlich hofften wir diesen Zweck zu erreichen. Daß die zu Anfang sich zeigende große Begeisterung nicht bei allen anhalten würde, wußten wir, viele ließen darin wieder nach. Dennoch blieb ein treuer Stamm von Gebern. Unter diesen war es wieder Schw. Elisa, die mit

dem hohen Beitrag von 4 Mk. monatlich zeichnete und diesen Beitrag regelmäßig zahlte, bis wir nach dem Orkan 1906 die Sammlung einstellen mußten. Aber wir hatten doch auf diesem Wege in fast vier Jahren die Summe von 2459 Mk. sammeln können! Wie es Schw. Elisa möglich war, so an festen Beiträgen — wenigstens während der letzten Jahre unsers Dortseins — etwa 60 Mk. jährlich zu zahlen, war uns oft ein Rätsel. Wir fragten sie einmal, ob sie nicht für ihre Verhältnisse zu viel gebe. Das wies sie aber entschieden zurück. Sie trachtete am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und der Herr ließ sie nicht darben.

Noch wanderst du deinen mühevollen Weg, Schw. Elisa! Aber es geht dem Himmel zu! Und dort vor Gottes Thron, unter der großen Schar, die da versammelt sein wird aus allen Völkern, Sprachen und Zungen, werden wir auch dich wiedersehen mit vielen andern unsrer farbigen Brüder und Schwestern, die aus Nacht zum Licht geführt und von Ketten der Sünde frei geworden sind zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

In Gefahr von Löwen.

Dem Herrn sei Dank, daß wir längere Zeit nichts hören mußten von Beängstigungen oder gar Belästigungen unserer Missionare durch wilde Tiere. Um uns zum Danken anzuregen und in unserer Fürbitte zu stärken, hören wir aus einem der letzten Berichte, die uns von einer Löwengefahr unserer Brüder zukamen: Br. Büttner wurde im Juni 1911 auf einer Reise durch Kiwere vor Löwen behütet. Er erzählte: Wir hatten eine schlaflose Nacht. Es war beim Mutembano-Ugotolo. Ich muß gerade eingeschlafen sein, als es unter meinem Segel-



dach lebendig wurde. Stimmen schwirren durcheinander: matjimu! (= Speere), mudusi! (= Gewehre). Diese Worte hörte ich noch wie im Traum, bis Johannes mich weckte: Bwana, Masimba (Löwen), gavujaga! (massenhaft). Das hatte Wirkung: sofort war ich wach. Notdürftig gekleidet stürzte ich hinaus. Da drang es auch schon wie leises Donnerrollen von zwei Seiten an mein Ohr. Es war Tatsache: wir waren auf zwei Seiten von Löwen umringt. Einige zählten vier, andere sechs Löwen. Das Gebrüll ging durcheinander. Die Leute hatten Feuer gemacht. Muhemba und einige Leute des Dorfs waren zu uns gekommen, mit ihren Gewehren bewaffnet, denn wir lagen — des Rückfallfiebers wegen — ein Stück abseits. Es war stockfinstere Nacht, und

wenn uns das Gebrüll zu nahe kam, gaben wir gleichzeitig Feuer. Man konnte hören wie sich die Tiere dann immer auf eine halbe Stunde zurückzogen. Dabei war es interessant, den Schwarzen zuzuhören: die wußten nach dem Klang der Stimme genau zu beurteilen, was die Löwen gerade machten. Nach jedem Gebrüll hieß es entweder: sie spielen oder sie gehen zum Wasser usw. Und es mag so gewesen sein. Wir standen die ganze Nacht bis früh vier Uhr am Feuer und froren. Kam der Wüstenkönig uns wieder einmal zu nahe, dann gaben wir Schüsse ab. Am nächsten Morgen suchten die Leute die Hauptspuren. Danach waren die Tiere zeitweise keine 150 Meter entfernt gewesen.



Unsere Generalsynode und das Missionsgebiet Unyamwesi.

Wir stehen vor den Toren der Generalsynode unserer Kirche. Am 14. Mai beginnt sie. Jahrzehntelang trat sie in zehnjährigen Zwischenräumen zusammen, diesmal schon fünf Jahre nach der letzten Tagung. Die Zahl ihrer Mitglieder ist — aus finanziellen Gründen — diesmal beschränkter als sonst: 37 stimmberechtigte, die etwa zu gleichen Teilen aus Deutschland, England und Amerika in Herrnhut zusammenkommen. Die einzig vollzählig auf ihr erscheinende Behörde ist die Missionsdirektion, der ja außer dem Vorsitzenden und dem Schatzmeister je ein Vertreter des deutschen, des britischen

und des amerikanischen Zweiges der Brüdertkirche angehören.

Da die Heidenmission der Brüdergemeine Sache der Kirche ist, so hat jede Generalsynode auch das gesamte Missionswerk durchzubearbeiten. Die wichtigste Frage, die der Synode diesmal vorliegt, ist der Antrag der Direktion, nach ernster Prüfung der Gesamtlage des Missionswerks zu entscheiden, ob die Brüdergemeine ihre Arbeit in Unyamwesi an die zur Übernahme unter Umständen bereite Hermannsbürger Mission abgeben solle und dürfe. Die Hermannsbürger Mission will auf Wunsch ihrer Freunde mit einer Arbeit in Deutsch-Afrika beginnen.

Das schneidet uns ins Herz, und wir hoffen immer noch, daß sich Mittel und Wege finden werden, unserer Kirche und unserer großen Missionsgemeinde, ja der deutschen evangelischen Missionswelt diesen Schritt zu ersparen. Der deutschen Missionswelt; denn diese ist daran lebhaft interessiert, sofern es sich um die Christianisierung einer unserer deutschen Schutzgebiete handelt und zwar um das größte und wegen des vordringenden Islam bedrohteste Deutsch-Ostafrika. Zwar ist Hermannsburg ebenfalls eine deutsche evangelische Missionsgesellschaft und eine, die das volle Vertrauen der Missionswelt besitzt, aber diese Gesellschaft würde, wenn die Brüdermission ihr Anyamwesigebiet behalten könnte, in einem anderen Teile Deutsch-Ostafrikas mit ihrer Arbeit einsetzen, und damit würde ein heidnisches Neuland dem Christentum zugänglich gemacht, der Ausbreitung des Reiches Gottes also weit mehr gedient, als wenn Hermannsburg nur eben ein schon von der Brüdergemeinde bearbeitetes Feld übernehme.

Ach, es wäre entsetzlich traurig, wenn die Brüdergemeinde dieses Anyamwesi abgeben müßte, denn Deutsch-Ostafrika ist ihr aussichtsreichstes Arbeitsgebiet, ist das größte, ihr von Gott zugewiesene, noch völlige Heidenland, das volkreichste Missionsfeld, das sie besitzt, dessen Bewohner nicht nur besonders intelligent und tüchtig, sondern auch empfänglich sind für das Evangelium.

Und sollte denn wirklich das leidige Geld die einzige Ursache sein dürfen zu einem solchen Schritt? Die 60 000 Mk., die wir jährlich mehr bedürfen, wenn wir Anyamwesi halten wollen? Freilich möchten wir auch auf verschiedenen anderen Gebieten vorwärts gehen: in Nikaragua, in Suriname, in Alaska, in Himalaya, aber was ist solche Ausbreitung eines Gebietes gegenüber dem Verlust eines ganzen Arbeitsfeldes und noch dazu eines deutsch-kolonialen, an dem die Liebe und das Interesse Tausender in und außerhalb der Brüdergemeinde hängt, eines noch dazu so herrlichen, aussichtsreichen Gebietes, dessen baldige Gewinnung für das Christentum für das deutsche Mutterland von größter Bedeutung ist.

Darum, ihr lieben Freunde da und dort, helft uns! Betet für die Generalsynode und öffnet Eure Hände für Anyamwesi. „Doppelt gibt, wer schnell gibt,“ sagt der Lateiner. Und hier ist Eile hoch nötig.

Wir haben Sammlungen eröffnet, die unserem deutsch-ostafrikanischen Missionswerk den nötigen finanziellen Bestand mehr wie bisher sichern sollen. Am willkommensten sind uns Zeichnungen fester Jahresbeiträge. Wer seine Gaben durch das Postscheckkonto unserer Missionskassenverwaltung zukommen lassen will, dem nennen wir dieses: Leipzig 7669. Im voraus empfängt alle den herzlichsten Dank! Gottes Segen mit den Betern und Gebern!



Die letzte allgemeine Missionskonferenz in Südafrika-West

trat im November v. J. in Gnadental zusammen. Zu ihrer Leitung war Br. K. Wolter, bis dahin Präses unserer dortigen Mission, aber seiner Gesundheit wegen schon in der Heimat weilend,

vorlagen. Davon erzählt Br. Wolter im „Missionsblatt“ dieses Junimonats. Hier sehen wir uns die Teilnehmer der Konferenz an, unter denen schon mehrere eingeborene Prediger sich befinden, ein



Hinten: Brindeau, A. Schreie, Weder, Dietrich, Windler, Gerike, F. Baalie, Jonker, Will, Poiet, Schmidt.
Vorn: Schütz, Birnbaum, Lemmerz, Wolter, Marx, K. Baalie, Th. Schreie.

Allgemeine Missionskonferenz von Südafrika-West, versammelt in Gnadental, November 1913.

noch einmal hinausgesandt worden, da der Konferenz wichtige Dinge, vor allem die Durchberatung der neuen Verfassung unserer Missionskirche, zur Beschlussfassung

Zeichen von der Entwicklung der Eingeborenkirche auch unter den Farbigen der Kapkolonie, die vor hundert Jahren noch Sklaven und Leibeigene waren.

